

Nicht die Dinge, die wir sehen...

Autor(en): **Stauffacher, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 4

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634428>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 4
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
28. Januar
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Nicht die Dinge, die wir sehen . . .

Von Anna Stauffacher.

Nicht die Dinge, die wir sehen,
Sind es, die das Sein bestimmen.
Aber hinter ihnen flehen
Unsrer Zukunft schwere Stimmen,
Und sie kündigen von der Wertung
Unsres Lebens einst'ger Klarheit:
Nur durch dieses Lebens Härtung
Wird die Seele reif zur Wahrheit.

Denn dein Leib wird von dir fallen
Wie das müde Laub vom Baume:
Gliederlos, leiblos wirst du werden
Nach dem schweren Lebenstraume.
Doch die Seele nimmt dein Sehnen
Mit in jene andern Welten,
Da des Lebens kleine Dinge
Nicht mehr gelten . . .

Der Vogel im Käfig.

Roman von Liza Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

4

Rahel fiel es gar nicht ein, die Mutter um irgend eine Erlaubnis zu fragen. Sie wandte sich in allen Dingen an Tante Adeline. Die wußte alles, die befahl und verbot, erlaubte, was ihr passend schien, und sorgte nicht mit Geschenken, sei es an Geburtstagen, sei es an Weihnachten, und wenn der kleinen Rahel ein Wunsch erfüllt wurde, wurde er auch so erfüllt, daß nichts daran auszusetzen war.

Am dem Morgen also, an dem Ottilie ihren Posten als Haushälterin so tadellos ausfüllte, trottete ihr Töchterchen die Landstraße entlang, bog dann in die Pappelallee und verlor sich zuletzt im Wald, der dicht am See begann und mit ausgebreiteten Tannenzäpfen da stand, wie eine Mutter, die darauf wartet, ihr Kind, wenn es dem Bad entstieg, in weiche, warme Mäntel zu hüllen. In diesen weichen Mäntel, in dies dunkle, stille Grün tauchte Rahel, und wandelte auf ihren kleinen Füßchen sorglos über die dichtesten Wurzeln durch die struppigsten Farrenkräuter, und über den knorrigsten Esen, der über den Erdboden kroch und an den hohen Tannen hinaufstrebte. Rahel zerrte eine dieser langen Ranken von der Erde los, und steckte sie sich in den Gürtel, daß sie über das rote Kleidchen herabhing und raschelnd hinter ihr her schleifte. Das gefiel ihr über die Mähen. Eine zweite und dritte Ranke umspann sie bald, einen Kranz setzte sie sich auf die dunkeln Haare, und sah in ihrem Schmuck so selbstsam aus, daß sie wohl für ein geheimnisvolles Waldgeschöpflein hätte gelten können, das von irgendeinem Baum herabgefallen, aus irgendeinem Busch gekrochen oder der Quelle entsprungen sein mochte, die aus einem niedrig ge-

bauten Felsen durch das Moos siderte. Sie lief den wenigen Schmetterlingen nach, die im Walde ihre Heimat haben, sah erstaunt grüne Eidechsen über sonnige Steine schlüpfen, betrachtete Käferlein und Schnecken, und stand dann plötzlich still.

Sie hörte Musik. Aufmerksam nach allen Seiten lauschte sie, bis sie merkte, daß die tausend Stimmen des Waldes sich zu einer einzigen vereinten, und so harmonisch sich verbunden hatten, daß es dem Kind vorkam, es gehe in einer unbekannten Welt, und der Wald rede zu ihm. Sie sah hinauf in die grünen, sonnendurchschienenen Kronen der Laubbäume, in der helle, smaragdgrüne Lichter funkelten, und sah dort Vögel hin und her fliegen, zwitschern, jubilieren. Da glaubte Rahel, sie seien es, die so hundertfältig rauschend zu ihr sprachen. Lange stand sie unbeweglich und schaute hinauf. Dann wurde sie müde, setzte sich unter einen Baum, ließ die Händchen zu beiden Seiten des roten Röckleins in das Moos fallen und schief ein. Träumend lachte sie.

Daheim vermählte man sie endlich. Karolina, Belusa und das Schulmädchen, das in allen freien Stunden im Garten half, wurden ausgesandt, um das Kind zu suchen. Als man es endlich fand und heimzerrte, war es noch befangen von dem, was es erlebt und in seine kleine, offene Seele aufgenommen hatte. Es begriff endlich, daß es nicht hätte von Hause fortlaufen sollen, und weinte sich in der Apfelkammer, wohin es zur Strafe eingesperrt wurde, noch einmal in Schlaf. Aber diesmal wurde es nicht von den märchenhaften, den leise tönenden Harmonien des Wal-